

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 46

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bärner Platte



Ein Berner LXX

Ein Berner namens Ferdi Fund besuchte einst im «Schweizerbund» ein sehr bekanntes Kabarett. Er fand es zwar recht hübsch und nett und gut gespielt – doch irgendwie entbehrte er der Euphorie, die sonst ja fast bei jedem Akt den Kabarett-Besucher packt.

Doch in der übernächsten Nacht hat Ferdi plötzlich aufgelacht. Die Frau, dem Schläfe jäh entrisen, erhob sich bleich und wollte wissen, ob neuerdings in Ferdinanden ein geistiger Defekt vorhanden.

Doch Ferdi lachte schallend weiter und sprach dann wohlgelaunt und heiter:

«Jitz tüechts mi plötzlech hingerdry, es syg no cheibe luschtig gsi, das Ggabaree im «Schwyzerbund» – das heißt: sobald me nachehunnt.»

Der steinige Boden

Bern ist steiniger Boden für das Cabaret. Steiniger Boden ist gut und währschaft, das sieht man am Altstadt-Pflaster, welches jeden Asphalt-Belag um Jahrhunderte überdauert. Also ist Bern guter Boden für das Cabaret.

Wenn es trotzdem manchmal vorkommt, daß ein Cabaret-Gastspiel in der Bundeshauptstadt nicht zum Kassenerfolg wird, dann muß der Fehler beim Cabaret liegen. Dies will nicht unbedingt heißen, das Programm sei schlecht. Es kann auch an einer psychologisch unge-schickten Organisation liegen.

Dabei denke ich erstens an die Wahl des Lokals, und schon rollt mir eine Wehmutsträne auf die Tastatur der Schreibmaschine. Es fehlt uns nämlich ein Cabaret-Lokal, das alle Voraussetzungen erfüllt. Zwar haben wir einige Keller-theater mit dem erwünschten Cachet, aber sie bieten neben den notorischen Freikarteneinhabern nur noch etwa 24 Einzelpersonen oder 23 Liebespaaren Platz, und das ist zu wenig. Mehr Sitzplätze und eine nicht ungünstige Atmosphäre hätte das Atelier-Theater, doch dort darf man weder rauchen noch trinken. Es gibt einfach keinen Ersatz für das gute alte «Café Schweizerbund»

mit seinem verrauchten, lärmigen Gedränge, der knarrenden Treppe zur engen Galerie und den Serviertöchtern, die in jeder Hand ein Brett mit je 12 Biergläsern balancierend, über die Knie der vorne Sitzenden klettern mußten, während die auf den billigen Plätzen «Abhocke!» riefen!

Es gibt jetzt ein neues «Schweizerbund», in dem die Serviertöchter besser zirkulieren können, und das den feuerpolizeilichen Vorschriften sicher vollkommen entspricht – aber ich kenne viele Berner, denen dieses hygienische Konsumierinstitut mit Operationssaal-Beleuchtung noch nicht so ganz ans Herz gewachsen ist. Wir sind eben ein bedächtiger Menschenschlag und brauchen immer ein Weile, bis wir etwas Neues annehmen.

Gerade darin liegt ein zweiter Faktor, der bei der Organisation eines Cabaret-Gastspiels zu berücksichtigen ist: jedes Programm, und sei es noch so hervorragend, bedarf bei uns einer gewissen Anlaufzeit. Der Berner liebt es nicht, etwas un-besehen zu kaufen, und dieser Grundsatz bringt ihn im vorliegenden Fall in eine sehr verzwickte Lage, indem er die Eintrittskarte bezahlen muß, bevor er gesehen hat, was ihm dafür geboten wird. So bleibt ihm nichts übrig, als sich von andern, die das Programm schon kennen, beraten zu lassen, und dann erkundigt er sich vorsichtshalber noch bei einem Zwei-



Gänzlich unaussprechlich

scheint der Name GRINDELWALD für Leute französischer Zunge zu sein. Alle sagen GRINDENWALD. Ist Ihnen dies auch schon aufgefallen? Völlig einheitlich ist dagegen das Urteil über den Wintersportplatz Grindelwald: Er ist einfach ideal. Treffpunkt von Ski-Enthusiasten und Bergfreunden aus aller Welt!

ten, und so vergeht die Zeit. Wenn er sich dann endlich entschlossen hat, ist das Gastspiel meist zu Ende.

Auf Grund dieser Erfahrungen möchte ich den Kabarettisten folgenden Trick empfehlen: Beginnen Sie mit dem Billettverkauf zwölf Tage, bevor Sie auftreten wollen. Sagen Sie jedem, der eine Karte bestellen will, die ersten zehn Vorstellungen seien leider schon ausverkauft, aber für die elfte wäre noch ein Tischchen frei, auch die Frau Bundesrat Sowieso müsse sich bis dahin gedulden usw. usw. Beauftragen Sie einige Berner Vertrauensleute mit Flüsterpropaganda. Veröffentlichen Sie in der bernischen Tagespresse günstige Zeitungskritiken über frühere Vorstellungen. Und dann, erst dann, wenn das Eis gebrochen und Ihr Programm bereits zum Tagesgespräch geworden ist, beginnen Sie mit der elften Vorstellung. Ich wäre sehr erstaunt, wenn Sie dann nicht vier-zehn Tage lang ein volles Haus hätten!

Bedingung ist nur, daß Sie Ihr Gastspiel nicht etwa in die Zeit der Lotto-Matche legen. Denn vom Lotto bringt man häufig ein Laffli oder Gnagi oder einen Hammen mit nachhause, u de weiß men emel o, was me het, während man beim Cabaret nie so ganz sicher ist, was man jetzt eigentlich gewonnen hat. In dieser Hinsicht stehen wir eben mit beiden Füßen fest auf dem (steinigen) Boden!

Häb Sorg zum Bärndütsch!

Mein Berndeutsch ist nicht rein. Ein Außerkantonaler würde das kaum merken; doch jene Vollblut-berner, die so rührend die Reinheit unserer Muttersprache verteidigen, dürften hin und wieder sehr unzufrieden sein mit meinen dialektischen Aeufßerungen. Das kommt davon, wenn man sich jahrelang im Ausland herumtreibt und nach seiner Rückkehr erst noch mit Baslern, Zürchern und sogar Sanggallern freundschaftlichen Umgang pflegt!

Aus naheliegenden Gründen bin ich darum auf diesem Gebiet toleranter als andere und zucke nicht aufstöhnend zusammen, wenn einer «zwöi Froue» sagt (statt «zwo»); aber also im allgemeinen habe ich es auch nicht gern, wenn jemand bewußt sein Berndeutsch verleugnet oder verfälscht.

Da habe ich vor einiger Zeit im Zürcher «Tages-Anzeiger» (jaja, auch den lese ich!) den Hilferuf einer Bernerin entdeckt, die den Briefkasten fragt, ob sie als Angestellte einer Zürcher Verwaltung die Empfehlung ihrer Vorgesetzten, in der Anrede das «Dir» durch «Sie» zu ersetzen, annehmen müsse. Das klare Nein des Onkels erfüllt mich jetzt noch mit Wonne. Wenn jene Vorgesetzten meinen, das «Dir» als Höflichkeitsform werde nur «von rohen Bauern und anderen ungehobelten Leuten» angewendet,

Kenned Der dä?



Bei Moser Gopfried ist eingebrochen worden. Der Landjäger nimmt das Protokoll auf. Es stellt sich heraus, daß der Spartrumpf, der sonst unter der Matratze steckte, verschwunden ist.

«U de, wie hööch isch öppe dä Verluscht, wo D hesch?» fragt der Landjäger.

«I ha kene», lacht Gopfried, «aber die ufem Schtüür-Büro wärden Ouge mache – die zwöitunsig Fränkli hani nämlech für d Schtüüren uf d Syte ta gha!»

dann täuschen sie sich – oder dann sind sie der Ansicht, sämtliche Berner seien roh und ungehobelt. «Dir» ist nämlich nicht nur absolut salonfähig, sondern die einzig richtige Anredeform für Leute, die man nicht duzt. Das mögen sich auch jene Ladeninhaber der Bundesstadt merken, die sich mit «Was möchte Si?» an ihre Kunden wenden. Sie wirken genau so läppisch wie mein Korporal in der Rekrutenschule, der aus Signau kam und mich – in kosmopolitischer Anpassung an seine Kollegen aus der Ostschweiz – jeweils anbrüllte: «Was meene Si eegetlech?!» So roh und ungehobelt war der!

Vom Elfenau-Kreml

Seit Ende Oktober, also seit dem großen Renommier-Pfupf der sowjetischen Superbombe, wird die russische Botschaft am Brunnadernrain wieder von Polizisten bewacht. Tagsüber von einem einzigen, nachts von zweien. Um diese Maßnahme hat der Botschafter persönlich nach-gesucht. Er soll nachts recht unruhig sein und unter Schlaflosigkeit leiden. Ob er wohl Angst hat, die Berner könnten nach kommunistischem Muster ihre Feinde liquidieren wollen? Oder sind das gar schon die ersten Auswirkungen der erhöhten Radioaktivität der Schweizer Luft?

Eine neue Bezeichnung

für jene knallroten Leichtmotor-räder, auf denen Unmündige neuerdings das Leben harmloser Fußgänger und Velofahrer gefährden: «Molotöff».

Aus dem Bundeshaus

Dr. Stopper ist zum Direktor der Handelsabteilung aufgerückt. Ein vielversprechender Name, wenn man an die Lohn-Preis-Spirale denkt. Und wissen Sie, wie sein Nachfolger auf der Direktion der Finanzverwaltung heißt? Dr. Redli! Damit ist Gewähr gegeben, daß unser eidgenössischer Haushalt im altbewährten, ausgeglichenen Tempo weiterläuft. Hier ein Stopper, dort ein Redli: Nume nid gschprängt, aber gäng hü! Ueli der Schreiber